Werk

Titel: Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv

Ort: Weimar

Jahr: 1921

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503542318_0008|log17

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Mitteilungen
aus dem
Goethe- und Schiller-Archiv

Goethe und Ritter

Von Graf Carl v. Klinckowſtroem (München)

(Mit Ritters Briefen an Goethe)

Helmholtz hat über den Naturforſcher Goethe das harte Urteil gefällt, er hätte die auf naturwiſſenſchaftliche Studien verwendete Zeit lieber beſſer nutzen ſollen. Wir urteilen heute darüber anders. Seine Verdienſte um die Naturwiſſenſchaft ſind heute nicht mehr verkannt, auch nicht die um die Farbenlehre. Goethe lehnte ſowohl die Newtonſche, zu ſeiner Zeit noch allgemein herrſchende korpuskulare Emiſſions-Lichttheorie ebenſo ab wie die heute geltende, von Grimaldi, Huygens, Hooke und Euler bereits vertretene Undulationstheorie (Goethes 'Beiträge zur Optik' erſchienen 1791/92, ſeine 'Farbenlehre' 1810). Eine eigene ſyſtematiſch durchgeführte Theorie hat uns Goethe, dem das Verſtändnis für eine mathematiſche Behandlung der Frage abging, dafür allerdings nicht geliefert. Für ihn entſteht die Farbe, allgemein geſagt, aus der Wechſelwirkung zweier einander entgegengeſetzter und entgegenwirkender Kräfte, nämlich des Lichtes und einer dieſem entgegenwirkenden Hemmung („trübe Mittel"). Er poſtuliert, eine Analogie zwiſchen Optik und Akuſtik vorausſetzend, daß zwiſchen den inneren (ſubjektiven) phyſiologiſchen Farbenempfindungen und den dieſe hervorrufenden äußeren Reizen (den phyſikaliſchen Farben) wie bei den Tönen eine einfache Beziehung ſtrenger Parallelität beſtehe. Während Goethes Theorie in ihrem phyſikaliſchen Teil, bis auf die richtige Erklärung der Himmelsbläue und der Dämmerungserſcheinungen, als verfehlt anzuſehen iſt, hat ſie in ihrem phyſiologiſchen Teil nach dem Urteil von Fachleuten wie Johannes von Müller und Rudolf Virchow bahnbrechend gewirkt.

Die meiſten Phyſiker ſeiner Zeit, ſo Gren [1]), Lichtenberg [2]), Wünſch, Prevoſt, Poſelger, Döbereiner, Schweigger (wenn auch wohlwollend),

[1]) Gren hat Goethes 'Beiträge zur Optik' im 6. Bande ſeines 'Journals für Phyſik', 1793, S. 3 eingehend beſprochen und die Lehre Newtons verteidigt. Goethe klagt in einem Brief an Schiller vom 13. Januar 1798, daß „Gren das Alte wiederholt wie einer, der ein ſymboliſches Glaubensbekenntnis abbetet, und verſichert, es ſei das rechte".

[2]) Vgl. Erich Ebſtein: Lichtenberg und Goethe über die Theorie der Farben, im 'Archiv für die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und der Technik' 3 (1910), 71/8.

C. H. Pfaff; später u. a. Du Bois-Reymond, Bruecke, Dove, Helmholtz, v. Bezold, lehnten Goethe ab oder schwiegen ihn tot[1]), während Physiologen und Philosophen wie Johannes von Müller, Purkinje, Loder, Sömmering, Schopenhauer, Hegel, L. v. Henning (der 1822 an der Berliner Universität Vorlesungen über Goethes Farbenlehre hielt) ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen. Von dem Physiker Thomas Joh. Seebeck, der Goethe bei seinen optischen Versuchen seit 1806 mit Rat und Tat zur Seite stand, berichtet Schopenhauer in seiner bissigen Art: Seebeck habe jemandem, der ihn danach befragte, im Jahre 1830 eingestanden, daß Goethe in der Tat in vielem im Recht und Newton im Unrecht sei, daß es aber nicht seine, Seebecks, Sache sei, der Welt das zu sagen. „Der alte Feigling!" sagt Schopenhauer dazu (Sämtl. Werke 1, 12; vgl. Joh. K. Bähr: Vorträge über Newtons und Goethes Farbenlehre, Dresden 1863, S. 85). Goethe hatte von Seebeck, seinem vieljährigen Freund und Mitarbeiter, wie er ihn nannte, viel erwartet und glaubte insbesondere, die von Seebeck 1813 gemachte Entdeckung der entoptischen Farben würde seiner Theorie zum Siege verhelfen. Er drückte eine gewisse Enttäuschung über Seebeck noch 1832 in einem Briefe an Zelter aus (vgl. Bähr, a. a. O., S. 139). Immerhin hat Seebeck Goethes Verdienste in gewissen Grenzen durchaus nicht verkannt, wie schon sein Brief an Goethe vom 25. April 1812 zeigt (s. Bratranek, a. a. O. 2, 316), und hat sich von ihm bei seinen eigenen optischen Versuchen in mancher Hinsicht anregen lassen.

Entgegen dem sarkastischen Urteil von Schopenhauer hat J. C. Poggendorff in seiner Gedächtnisrede auf Seebeck (Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wiss., 1839, S. XIX ff.) ausdrücklich bezeugt, daß Seebeck auch in späterer Zeit, als Berliner Akademiker, seine Ansicht über Goethes Farbenlehre weder geändert noch verheimlicht hat. Er sagt: „In der Farbenlehre stand er auf Goethes Seite und behauptete, wie dieser, die Einfachheit des weißen Lichts" (vgl. auch Kuno Fischer: Erinnerungen an Moritz Seebeck, Heidelberg 1886, S. 19).

[1]) Dieses „Totschweigen" ist übrigens vielfach übertrieben worden. Th. J. Seebeck hat seinem Brief an Goethe vom 25. April 1812 bereits eine Liste von 9 Rezensionen über die 'Farbenlehre' beifügen können, die allerdings fast durchweg ablehnend lauteten (s. Bratranek: Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz 2, 316). Wir finden hier unter den Gegnern der Goetheschen Anschauung weiterhin: Chr. Sam. Weiß, Malus, Jungius, E. Th. Fischer, Mollweide. Dagegen haben sich von Naturforschern Nees von Esenbeck, J. Fr. Ch. Werneburg (1817), H. Ficinus (1828), K. L. Marx und der Breslauer Chemiker N. W. Fischer mehr oder weniger auf die Seite Goethes gestellt, und auch L. F. Kämtz verhielt sich wohlwollend (s. Bratranek, a. a. O. 1, 109/10. 236). Goedekes Grundriß (3. Aufl., IV, 3, 584) verzeichnet über Seebecks Liste hinaus noch 11 weitere z. T. sehr eingehende Besprechungen der 'Farbenlehre' aus der Zeit. Im übrigen haben Goethes Hypothesen in der 2. Auflage von Gehlers 'Physikalischem Wörterbuch' eine naturgemäß kritische, aber durchaus objektive Beurteilung erfahren.

Neben Seebeck war wohl Ritter einer der wenigen Physiker, die Goethes optische Versuche nicht ablehnten, wenn er sich auch über Goethes theoretische Voraussetzungen, wohl absichtlich, nicht näher ausgesprochen hat.

Über Johann Wilhelm Ritter (1776/1810) kann ich mich kurz fassen, da ich an anderer Stelle[1]) über sein Verhältnis zur Naturphilosophie und über seine Verdienste als Physiker gesprochen habe, und da ich ferner eine umfassende Bearbeitung dieses genialen Romantikers im Rahmen einer kritischen Neuausgabe seiner 'Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers' (2 Bde., Heidelberg 1810) vorbereite, wenn auch zur Veröffentlichung eines solchen Neudrucks vorläufig die Aussichten gering sind. Die vorliegende Arbeit stellt gewissermaßen einen erweiterten Ausschnitt daraus dar.

Was von seiten der Physiker Ritter immer zum Vorwurf gemacht wurde und bis vor gar nicht langer Zeit zu einer erheblichen Unterschätzung seiner Verdienste geführt hat, ist seine Brandmarkung als „Naturphilosoph". Auch Haym behandelt ihn als einen unklaren Kopf und unbedeutenden Schwärmer, wobei er auf dem einseitigen und stark persönlich gefärbten Urteil von Steffens fußt, der tatsächlich ein typischer Vertreter der naturphilosophisch gerichteten Naturforschung war. Ich meine aber, daß man Ritter Unrecht tut, wenn man ihn kurzerhand als Naturphilosophen etikettiert. Gewiß hatte sich der Romantiker Ritter, der in Jena jenem geistig so regsamen Kreise der Schlegel, Schelling, Hardenberg angehörte, manchen Schellingschen Grundgedanken, so den von der Allbeseelung der Natur und von der Einheit der Naturkräfte, zu eigen gemacht. Aber Romantik und Naturphilosophie, so sehr sie Hand in Hand gingen und sich gegenseitig befruchteten, sind keineswegs identische Begriffe. Der andere Physiker unter den Romantikern, Ludwig Achim v. Arnim, hatte zu der naturphilosophischen Richtung überhaupt keine Beziehung, und wenn Novalis-Hardenberg Ritterschе Gedanken und Hypothesen allzu phantastisch ausbaute, so kann dafür Ritter kein Vorwurf treffen. Die hervorstechende Eigentümlichkeit der naturphilosophischen Denkweise ist doch gerade die, unter souveräner Behandlung der Einzeltatsachen deduktiv zu einem philosophisch vertieften Weltbild zu gelangen. Niemand wird heute die grandiose Intuition des Schellingschen Identitätsprinzips verkennen. Ritter war jedoch vorwiegend der Mann des sorgsamen Experiments. Er galt mit Recht zu seiner Zeit als einer der ersten Experimentalphysiker und hat in der kurzen Spanne seines arbeits- und entbehrungsreichen Lebens (er war noch nicht 34 Jahre, als er starb) als solcher ganz Erstaunliches geleistet. Schellings hinreißende Persönlichkeit war selbstver-

[1]) Johann Wilhelm Ritter und der Elektromagnetismus im 'Archiv f. d. Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik' 20 (1921).

ständlich besonders in den ersten Jahren des Zusammenseins in Jena nicht ohne Einfluß auf Ritter, wie auch Ritters Erstlingsschrift 'Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß in dem Tierreich begleite' (Weimar 1798) auf Schelling befruchtend gewirkt hat. Ritter hat aber deshalb doch sein eigenes Urteil bewahrt und der spekulativen Methode bewußt kritisch gegenübergestanden. Das geht unzweideutig aus dem im Anhang wiedergegebenen Briefe Ritters an Goethe vom 25. Dezember 1800 hervor. H. F. Link, ein Gegner der Naturphilosophie, sagt geradezu [1]), Schelling habe Ritter von sich gewiesen, weil er das Tribunal der Erfahrung höher hielt als die Aussprüche des Idealismus, und habe ihm seine „lederne Empirie" vorgeworfen. Daß sich Ritter vom Schellingschen Einfluß schon früh freigemacht hatte, bezeugt indirekt auch Henrik Steffens ('Was ich erlebte' 4, 87), der die Entfremdung zwischen Schelling und Ritter allerdings auf Eifersüchtelei des letzteren zurückführt.

Übrigens spürte auch Friedrich Schlegel, der damals noch mit Schelling befreundet war, den Unterschied zwischen der exakten Methode Ritters und der spekulativen Schellings und seiner Jünger, wenn er am 25. August 1800 an seinen Bruder August Wilhelm schreibt: „Ritter arbeitet jetzt mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit, daß ich es sehr geraten fände, Du lüdest ihn gleich zu förmlicher Teilnahme ein, da seine Gelehrsamkeit und sein kritischer Überblick weder durch die Beiträge von Schelling noch von Steffens ersetzt werden kann." [2]) Noch deutlicher äußert sich Fr. Schlegel im 1. Stück der 'Europa', 1803, S. 50: „Schellings Naturphilosophie muß bei der krassen Empirie, zu deren Vernichtung sie bestimmt war, viel Widerspruch finden; es steht aber um so weniger zu fürchten, daß die Unwissenschaftlichkeit und die Unwissenheit in diesem Fache den Sieg davontragen werde, da Ritter zu gleicher Zeit das Beispiel einer Physik aufgestellt hat, die reine Empirie ist, und doch durch

[1]) 'Über Naturphilosophie', Leipzig und Rostock 1806, S. 122.

[2]) Diese Briefstelle bezieht sich auf die eventuelle Mitarbeit Ritters am 'Athenäum' (1798/1800). Es ist aber nicht dazu gekommen. Es konnte nicht fehlen, daß sich Ritter bei seiner ständigen Berührung mit den Dichtern der Frühromantik auch in dichterischer Produktion versuchen würde. „Ritter schreibt, wenn er sich regen und schwingen will, reine Jamben" schreibt Fr. Schlegel einmal an Schleiermacher (Haym S. 678). Und A. W. Schlegel schreibt in einem Brief an Tieck vom 23. November 1800, Ritter habe sich auch mit poetischen Studien abgegeben, und er, Schlegel, habe seinen Bruder Friedrich ermahnt, Ritter väterlich anzuleiten. Wir kennen aber von Ritter außer einem auf Novalis anspielenden Gedicht in der Einleitung zu seinen 'Fragmenten' nur ein ungedrucktes Gedicht in den Ritteriana der Münchner Staatsbibliothek sowie ein ebendort zu findendes Distichon:

Blätter, Schlegel, pflückst du, und du, Tieck, herrliche Blumen;
Aber, Schiller, nur du windest aus beiden den Kranz.

Wie hoch Schlegel Ritter einschätzte, geht ferner aus der Canzone 'An Ritter' hervor, die er in Tiecks 'Poetischem Journal' 1800 (S. 217) veröffentlicht hat.

den Rigorismus der Methode die strengsten Forderungen an wissenschaftliche Form befriedigt. Wäre dieser Geist allgemein herrschend, so würde es keine zufälligen Entdeckungen mehr geben, sondern nur absichtliche Erfindungen nach einer sicher fortschreitenden Methode." Jedenfalls gründete Ritter seine Schlüsse immer auf die Erfahrung. Das erkannten auch seine Gegner, wie z. B. der Kieler Physiker C. H. Pfaff, an. Wenn er einmal irrte, so z. B. in der Frage der Wasserzersetzung, wer will ihm das so sehr verübeln? „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt." Und daß ihm seine schwerfälligeren Fachgenossen bei seinem hohen Gedankenfluge nicht immer zu folgen vermochten, wird auch nicht weiter wundernehmen. Was wohl sehr dazu beigetragen hat, Ritter in den Ruf eines Phantasten und Mystikers zu bringen, waren seine Experimente mit der Wünschelrute und dem sog. siderischen Pendel, die er 1807/08 in München vornahm.[1]) Auch hier hat er in der Deutung dieser Phänomene — er meinte auch hier wieder das allgemeine Polaritätsprinzip in der Natur wiederzufinden — geirrt. Wir sind aber noch heute in der Klärung der Wünschelrutenfrage nicht sehr viel weiter! Und heute wird man Ritter das Interesse für dieses annoch „okkulte" Phänomen nicht mehr zum Vorwurf machen, seitdem das Wünschelrutenproblem zum Gegenstande ernster wissenschaftlicher Forschung geworden ist. Daß Goethe aus diesen Versuchen Ritters eine Anregung gewann, die er in seinen 'Wahlverwandtschaften' (II, 11) verwertete, hat zuerst O. Brahm festgestellt.[2])

Wenn Ritter in seinen 'Fragmenten' vielfach rein naturphilosophisch anmutende Aussprüche tut, die oft dunkel und unverständlich bleiben, so mag darauf hingewiesen werden, daß es sich hier keineswegs um eine wissenschaftliche Arbeit handelt. Ritter führt uns hier, wie er in der schönen Einleitung zu seinen 'Fragmenten' selbst sagt, in die geheime Werkstatt des Physikers. Er hat hier Gedanken und Einfälle zusammengetragen, deren Wert natürlich sehr ungleich ist. Neben überraschenden Erkenntnissen stehen Aussprüche, von denen Heilborn mit Recht sagen konnte: „nicht ohne Flachheit gibt sich dieser Tiefsinn" ('Novalis der Romantiker', 1901). Naturphilosophisch ist in diesem Werk Ritters das in weitgehendem Maß von ihm angewandte Prinzip, Zusammenhänge herzustellen und nach Analogien zu suchen. Er schießt oft über das Ziel hinaus. Aber auch hier möchten wir, ebenso wie in seiner 'Physik als Kunst' (1806), eher eine poetische und künstlerische als eine ausgesprochen naturphilosophisch gerichtete Intuition erblicken. Das ist eben Ritters Art dichterischen Schaffens; das ist der oft dunkle Ausdruck seines künstlerischen

[1]) Vgl. darüber meine Arbeit 'Johann Wilhelm Ritter und die Wünschelrute' in 'Das Wasser' (Beiblatt), 1913, Nr. 32/4.

[2]) Zeitschrift für deutsches Altertum 26 (1882), 194; vgl. Goethe-Jahrbuch 27 (1906), 187.

Empfindens. Ganz gewiß trifft auf Ritter Friedrich Schlegels Ausspruch zu, wenn er sagt[1]: „Viele der ersten Stifter der modernen Physik müssen gar nicht als Philosophen, sondern als Künstler betrachtet werden."

Daß Ritter auch bei seinen Fachgenossen sich hoher Wertschätzung erfreute, habe ich an anderer Stelle (a. a. O.) dargelegt.

Dies mag zur Charakterisierung Ritters genügen.

Ritter veröffentlichte in Gehlens 'Journal für die Chemie und Physik' 6 (1808), 719/29, einen an ihn gerichteten Brief Goethes vom 7. März 1801 über Herschels thermometrische Versuche in den Farben des Lichts, im Anschluß an seine kritischen Bemerkungen über C. E. Wünsch: 'Beiträge zu Herschels Arbeit über Licht und Wärme (Versuche über die vermeintliche Sonderung des Lichts der Sonnenstrahlen von den Wärmestrahlen derselben)'. Ritter konnte Herschels Versuche im Farbenspektrum des Prismas bestätigen, in denen jener festgestellt hatte, daß die Wärmewirkung nach der roten Seite zunimmt und außerhalb der Grenze des sichtbaren Farbenspektrums ihr Maximum erreicht, während die Erleuchtung ungefähr in der Mitte des sichtbaren Spektrums am intensivsten ist (Ritters 'Physisch-chemische Abhandlungen' 2 [1806], 81). Ritter erkennt Herschels Unterscheidung der leuchtenden und der wärmenden Sonnenstrahlen als richtig an und verteidigt sie gegen Wünsch, dessen Versuchsergebnisse, bei strenger Prüfung, mit denen Herschels nicht im Widerspruch ständen. Ritter hält es für seine Pflicht, bei dieser Gelegenheit den Brief Goethes, des „auch als Optiker wohl kaum noch ganz verstandenen Mannes", mitzuteilen. Er kommentiert ihn, ohne auf Goethes theoretische Voraussetzungen kritisch einzugehen (die er als Newtonianer naturgemäß nicht gutheißen konnte), mit Anerkennung und bringt historisches Material bei.[2])

Ritter ist, durch Herschels Untersuchungen angeregt, der Entdecker der chemischen Dignität des Prismenspektrums geworden, wie er auch als erster die reduzierende (beim Ultraviolett), bzw. oxydierende (beim Ultrarot) Wirkung der jenseits der Enden des sichtbaren Spektrums liegenden Strahlen entdeckte.[3]) Goethe kann hingegen als der Entdecker der Tatsache angesehen werden, daß die Phosphoreszenz

[1]) Fragment 381 im 'Athenäum' 1798. Vgl. Schlegels Fragmente Nr. 97 und 99 aus dem 'Athenäum' 1800.

[2]) Interessant ist, daß Ritter später selbst zum Zweifler an Newtons Theorie wurde. Denn er schreibt am 11. Mai 1809 an Carl Erenbert Frhrn. v. Moll: „Gelegentlich die Bemerkung, daß sich immer mehr Gründe dafür finden, daß Wärme und Licht in Schwingungen bestehen, wie schon so früh behauptet wurde, nur daß wir nicht mehr wußten, was Schwingungen eigentlich seien." (Moll, Mitteilungen aus seinem Briefwechsel, 1834, 3, 626).

[3]) s. Gilberts 'Annalen der Physik' 7 (1801), 527. 12 (1802), 409; 'Intelligenzblatt der Erlanger Lit.-Zeitung' 1801, Nr. 16, S. 121; Ritters 'Beiträge' 2 (1805), 213.

durch blaue Strahlen angeregt, durch rote Strahlen ausgelöscht wird (1792); doch haben Al. Wilson und M. v. Grosser lange vor Goethe bereits ähnliche Beobachtungen gemacht (s. darüber Ritter im 'Journal f. d. Chemie' 6 [1808], 661).

Der Sturz der Newtonschen Emissionstheorie wurde durch die Versuche des englischen Physikers Th. Young über die Interferenzerscheinungen (1802ff.) eingeleitet. Doch ist trotz Goethe Newtons Lehre von der verschiedenen Brechbarkeit verschiedenfarbiger Lichtarten im wesentlichen noch heute als gültig anerkannt. Die Beugungserscheinungen am Beugungsgitter haben uns den Beweis für die Wellennatur des Lichts erbracht, während die Photographie uns das Mittel geliefert hat, die Abhängigkeit der Farbe als Bestandteil des Weiß von der Wellennatur des Lichtes zu erkennen. Die in neuester Zeit aufgekommene Quanten- und Relativitätstheorie stellt sich allerdings wieder als eine Annäherung an Newtonsche Anschauungen dar.[1])

Daß Goethe bei seinen physikalischen Experimenten nicht nur Seebecks und Göttlings, sondern auch Ritters Rat und Unterstützung vielfach in Anspruch nahm, ist bisher wenig beachtet worden. Nur Julius Schiff hat, soviel ich sehe, einmal darauf hingewiesen[2]), während z. B. Kurt Speyerer[3]) Ritters überhaupt nicht gedenkt. Es geht dies aus zahlreichen Eintragungen Goethes in seinen 'Tag- und Jahresheften' sowie aus seinem Briefwechsel hervor, und die Briefe Ritters an Goethe, die das Goethe- und Schiller-Archiv bewahrt, zeugen von dem lebhaften Anteil, den Goethe an den Forschungen und Experimenten des jungen Physikers nahm. Goethe wußte Ritters Kenntnisse und unermüdliche Arbeitskraft wohl zu schätzen. So nennt er Ritter in seinem Briefe an Schiller vom 28. September 1800 eine „Erscheinung zum Erstaunen, einen wahren Wissenshim-

[1]) Aus der reichen Literatur über Goethes Farbenlehre sei hier nur noch einiger neuerer Arbeiten gedacht: Max Geitel: Entlegene Spuren Goethes, München-Berlin 1911, S. 140; Walter König: Goethes optische Studien, Frankfurt a. M. 1899; Ernst Lange: Über Goethes Farbenlehre vom Standpunkte der Wissenschaftstheorie und Ästhetik. Göttinger Diss. Berlin 1882; Edm. O. v. Lippmann: Goethes Farbenlehre. Stuttgart 1901 (S.-A. a. d. 'Zeitschr. f. Naturwissenschaften', Bd. 74); Rud. Magnus: Goethe als Naturforscher. Leipzig 1906; Otto Meyerhof: Goethes Methode der Naturforschung, Göttingen 1910; Wilhelm Ostwald: Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre. Leipzig 1918; Ed. Raehlmann: Goethes Farbenlehre (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 3, 3); A. Sommerfeld: Goethes Farbenlehre im Urteile der Zeit (Deutsche Revue, 1917, Juli, S. 100), besonders gegen Karl Horn in den 'Technischen Mitteilungen für Malerei' 33 (1917), 52 gerichtet.

[2]) Schiff: Goethes chemische Berater und Freunde (Deutsche Rundschau 1912, S. 456). — Während der Korrektur wurde mir noch Schiffs Arbeit 'Die romantischen Naturforscher Ritter und Schubert und ihre Beziehungen zu Goethe' bekannt (Nord und Süd 1920, Sept., S. 295/305).

[3]) Speyerer: Goethes physikalische Sammlungen im Neubau des Weimarer Goethehauses (Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe 1[1914],134).

mel auf Erden". In den 'Tag- und Jahresheften' ist oftmals Ritters Erwähnung getan, besonders in den Jahren 1800 bis 1803.[1]) Oft war Ritter in Weimar in Goethes Hause als Gast, und die Phänomene das Galvanismus sowie die optischen Versuche bildeten vorwiegend das Gesprächsthema. So lautet z. B. die Tagebuch-Eintragung vom 25. Februar 1801: „früh optische Versuche mit Ritter".[2]) Daß Ritter offenbar auch Anteil hat an den Weimarer Sammlungen physikalischer Apparate, scheint bisher übersehen worden zu sein. So schreibt Hegel am 16. November 1803 an Schelling (K. Rosenkranz, G. W. Fr. Hegels Leben, Suppl., Berlin 1844, S. 222): „Goethe geht sehr auf das Reelle und auf Apparate los. Nicht nur veranlaßte er Schelver, ein botanisches Kabinett anzulegen, sondern es wird auch ein physiologisches errichtet, und von Rittern forderte er sogleich den Plan zu einem galvanischen Apparate." Jedenfalls geht auch aus Ritters Brief an Goethe vom 8. April 1804 so viel hervor, daß Goethe Ritter den Auftrag erteilt hatte, ihm seine Gedanken über die Beschaffung eines physikalischen Kabinetts mitzuteilen, ein Wunsch, dem Ritter in diesem Brief in großen Umrissen nachkam. Ritter stellt einige prinzipielle Richtlinien für ein solches physikalisches Kabinett auf. Der Brief ist im Anhang unter Nr. 5 wiedergegeben. Bei der Ausführung des Projektes hat wohl Ritter allerdings kaum noch viel mitwirken können, da er im Frühsommer 1805 einem Rufe an die K. Bayerische Akademie der Wissenschaften in München folgte. Sicherlich hat aber sein fachmännischer Rat bei der Zusammenstellung der elektrischen und galvanischen Apparate mitgewirkt, die das Goethe-Haus jetzt unter Goethes physikalischer Sammlung bewahrt, und die Goethe bei seinen physikalischen Vorlesungen im Winter 1805 in seinem Hause benutzte. Möglicherweise bezog sich auch der Auftrag, den Goethe nach dem angeführten Briefe Ritter erteilte, auf die Sammlung Karl Augusts, die jetzt gleichfalls im Neubau des Goethe-Hauses aufgestellt worden ist.

Auch nach Ritters Scheiden von Jena erhielt Goethe durch Seebeck fortlaufend Nachricht über Ritter. Seebeck las öfters Briefe Ritters aus München vor, die sich leider nicht erhalten zu haben scheinen (vgl. Goethes Tagebücher 4, 49. 68). Goethe hat sich, wie ebenfalls aus Goethes Tagebüchern (3, 300. 324. 327) hervorgeht, auch für Ritters Wünschelruten- und Pendelexperimente lebhaft interessiert und dieses Motiv, wie bereits oben erwähnt, in seinen 'Wahlverwandtschaften' (1809) verwertet. In persönlichem Briefwechsel hat er nach 1804 mit Ritter nicht mehr gestanden.

[1]) Werke 35, 72. 255. 36, 161. 218; Tagebücher 2, 306/9. 3, 7. 11. 86. 91.

[2]) J. J. Wagner schreibt am 17. Dezember 1802 an A. Adam: „Goethe will eine Geschichte der Optik schreiben und steht nicht gut mit Ritter, der ihm mit Experimenten seine Theorie bedrängt" (Johann Jakob Wagner: Lebensnachrichten und Briefe, von Dr. Ph. L. Adam und Dr. Aug. Koelle, Ulm 1849, S. 207).

Anhang

Ritters Briefe an Goethe

1.

Jena, am 13 Octob. 1800

Die Ursache meines heutigen Schreibens an Ew. Hochwohlgeboren ist so verschieden von dem, was dieselben nach dem, was wir in Jena verabredet hatten, voraussetzen könnten, daß ich Tadel erwarten würde, wenn ich eins zu dem andern bringen wollte. Erlauben Sie mir daher heute blos meine Angelegenheit kürzlich besorgen zu dürfen. Ich werde nicht vergessen, daß ich künftig an das Gegentheil um desto sorgfältiger zu denken habe.

Ich bin wohl gewohnt, Hindernisse, die die Welt meinen reinen Bemühungen auf manchen Seiten setzt, wenn auch nicht immer zu überwinden, doch zu ertragen. Eben aber möchten sie mich für den Augenblick fast erdrücken, und verlassen von anderer Hülfe, wende ich mich zutrauensvoll zu Ihnen. — Es war mir nicht möglich, eine Menge Ausgaben zu vermeiden, die mir diese Michaelis große Zahlungen nötig machen. Ein Freund, der mir ehedem schon einmal thätig half, war es jetzt nicht vermögend, und mein Verleger Frommann, an den zu wenden mir jetzt übrig blieb, hatte mir als Honorar eben nichts mehr zu zahlen, und einen Vorschuß bis Ostern auf neue Rechnung, um den ich ihn bat, schlug er mir auch ab. Doch werde ich auf das Zerstörendste nicht nur unterbrochen, sondern selbst abgeschnitten, und mehr, werden, wenn ich [durchstrichen: genöthigt durch das äußerste] noch länger ohne Geld bleiben müßte. Werden Sie es mir also wohl verzeihen, wenn ich, durch das äußerste genöthigt, Sie bitte, mir auf einige Zeit 200 Rh. als Darlehen zu geben, oder, im Fall Sie selbst mir dies abschlagen müßten, sich für das Gleiche bey Seiner Durchlaucht, dem Herzog, zu verwenden?

Die Zeit der Zurückgabe kann ich freylich jetzt noch nicht bestimmen. Ich bin noch nicht so weit, daß ich das Schicksal in meiner Gewalt hätte. Vermuthen will ich, daß die nahe Erfüllung der schönen Hoffnungen, die sich mir jetzt täglich für unsere Wissenschaft öffnen, die Zeit der Tilgung dieser Schuld nicht fern halten werde; versprechen aber kann ich, daß es, wenn es erst spät geschieht, doch eher nicht möglich geworden seyn müsse.

Dies ist meine Bitte, die ich durch nichts rechtfertigen kann, als durch meine Lage, und das, was ihre Verbesserung begründen könnte. Sie wissen um beydes, Ihre Verzeihung ist mir also sicher.

Damit ich aber in künftigen Briefen an Sie mich selbst ganz übergehen könne, füge ich zu jener ersten Bitte noch eine zweyte letzte hinzu. Es liegt mir viel daran, mir diesen Winter eine beträchtliche

Galvanische Batterie zu unterhalten, über die ich allein zu disponiren habe. Die meisten Umstände macht mir das dazu nöthige Silber. Es selbst leidet keine Veränderung bey den Versuchen. Hätten Sie Gelegenheit, mir auf 3 bis 4 Monate zu 150—200 Laubthaler, zu diesem Behuf einzig, zu helfen? — Ich würde viel wichtiges damit entdecken können, was die Naturwissenschaft recht nöthig hat.

Ich kann's doch nicht unterlassen, Ihnen schon jetzt zu melden, daß mir der Versuch, durch Magnetism. das Wasser sogenannt zu zersetzen, wirklich gelungen sey. — Zu genauen Versuchen über die Modification der Crystallisation des schwefelsauren Eisens durch den Magnet bin ich und das Uebrige noch nicht ruhig genug gewesen.

Ueber das optische Grundphänomen, und dessen Durchführung durch das ganze System werde ich Ihnen bald etwas Ordentliches schreiben können.

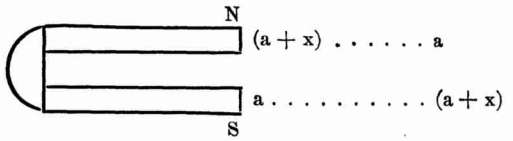
Joh. Wilh. Ritter
(im Wucher'schen Hause)

2.

Jena d 25 Dec. 1800

Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren um Verzeihung, daß ich die Zeit Ihres diesmaligen Hierseyns über Ihnen noch meinen Besuch nicht abgestattet habe. Mein böses Gewissen, den mir von Ihnen aufgetragenen Versuch über die Anziehung der Crystalle des schwefelsauren Eisens während ihrer Bildung vom Magnet noch immer nicht angestellt zu haben, hielt mich zurück. Nun ist es aber geschehen, und ich würde Ihnen die Nachricht darüber selbst überbracht haben, glaubte ich nicht Ihre Zeit zu beschränkt, indem man mir gesagt hat, daß Sie wahrscheinlich morgen schon von hier wieder abgingen.

Ich habe den Versuch mit der mir möglichsten Genauigkeit und Vorsicht angestellt. Ich habe 2 kleine sogenannte Zuckergläser mit heißer gesättigter Auflösung von schwefelsaurem Eisen in Wasser angefüllt, und an jedem der unteren Pole des Magnets eines daran gebracht. Magnet und Gläser standen auf einem festgestellten Tisch [durchstrichen: mitten] in der Mitte eines ungeheizten Zimmers — gleicher Temparatur wie die äußere Luft, und aller Luftzug war sorgfältig vermieden. Von Abends 5 Uhr bis folgenden Morgen 8 Uhr hatte sich die Auflösung zum Theil chrystallisirt. Blos der Boden beyder Gläser war mit Chrystallen belegt. Aber folgender Unterschied hatte Statt: In dem Glase, was am Npol des Magnets stand, war an der diesem zugewandten Seite die Chrystallisation weit stärker als an der ihm in gerader Linie entgegengesetzten. In dem Glase hingegen, was ich an den Spol des Magnets gebracht hatte, waren nach diesem Pol zu beträchtlich weniger Chrystallen entstanden, [durchstrichen: und] mehr aber u. die meisten auf der diesem entgegengesetzten Seite des Glases. Das Schema des Ganzen war also:



Ich ließ die Gläser beyde noch 12 Stunden in der vorigen Lage stehen. Aber die Chrystallisation nahm blos auf die so angefangene Weise zu.

Es ist möglich, daß der reguläre Schein des Erfolges dieses Versuchs immer noch von äußeren Umständen gerade so wurde, wahrscheinlich aber, daß doch der Magnet die erste Ursache davon, und das Ganze somit ein wirklich magnetisches Phänomen sey. Ich darf nicht erst hinzufügen, daß ich das Ganze weiter verfolgen werde.

Der Versuch, dessen Erfolg ich Ihnen neulich so bestimmt vorherzusagen wagte, ist wirklich eingetroffen. Aber darf ich glauben, daß Sie mich bis zur mündlichen Unterredung entschuldigen werden, wenn ich Sie ergebenst bitte, von diesem Versuch u. dessen Erfolg besonders gegen Schelling nichts zu äußern? Es wäre Schade, wenn Phänomene von dieser Wichtigkeit zu früh sich einer Behandlung unterwerfen müßten, die ihnen ein Jahr oder etliche später nicht mehr nachtheilig seyn kann. Ich verkenne Schellings große Tendenz nicht; ich bin ihm früh gefolgt, und ehre ihn, — was kann ich aber dafür, wenn die Natur mit dem Materiellen seines Verfahrens in der Physik Ursach hat, unzufrieden zu seyn! — Uebrigens wird das nur auf einige Zeit unter uns gesagt bleiben. Es liegt mir lange schon am Herzen, die Physik gegen Nachtheile zu schützen, die Sch. selbst jetzt so genau nicht vorhersehen kann. Ich werde es öffentlich thun. Aber es wird eine große Arbeit seyn, die tiefe Gründlichkeit erfordert, und das mag mich entschuldigen, wenn ich nicht heute, nicht morgen schon ein Versprechen halte, was ich ohne diese Veranlassung [durchstrichen: außer mir] selbst [anstatt des durchstrichenen: auch] Ihnen, dem einzigen bisher außer mir, noch nicht gethan hätte.

Sollten Sie sich noch länger hier aufhalten, so werde ich zu einer Stunde, die Sie dann bestimmen werden, das Uebrige, was die Galvanischen Versuche im Großen, die Zinkplatten, u. s. w. betrifft, noch mündlich mit Ihnen besprechen können. Ganz kürzlich habe ich Anziehung, Abstoßung u. Mittheilung beym Galvanismus entdeckt.

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster

J. W. Ritter.

3.

[Weimar, 24. Februar 1801]

Ich muß Ew. Hochwolgeboren um Verzeihung bitten, wenn ich es mir versagen muß, heute bey Ihnen zu seyn. Unvorhergesehene

Geschäfte nöthigen mich, heute Nachmittag sogleich nach Oßmanstädt zu reisen. Ich werde mir daher Morgen früh, da ich bis Mittag noch hier bleibe, die Ehre geben, um 11 Uhr Sie auf einige Augenblicke zu sprechen. Ich bleibe

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster Diener

J. W. Ritter

Dienstag früh. (bey Dr. Meyer in der Breitengasse)

4.

Weimar, den 10 April 1801

Ritter

Ich habe mit Hrn. Bauinspektor Stephany gesprochen, der mir auftrug, die drückenden Posten aufzusetzen, um darnach zu urtheilen, ob wohl mit Hrn. Frommann Gutsagungsweise u. s. w. manches zu beseitigen sey. Ich habe es gethan. Aber leider wird das eben der Fall nicht seyn können, da wir, ich und Frommann, schon das Nemliche einmal wollten. Meine guten Glaubiger sind ganz gerade, und durch und durch, solche, die selbst sehr verlegen sind, wenn ich ihnen das Wort nicht halte, was ich ihnen nothgedrungen und mit dem Gefühl der schlechtesten Indignation schon so oft brechen mußte. — Ich werde mit dem H. Bauinspektor weiter sprechen.

Sr. Durchlaucht haben sich vor einigen Tagen nach mir erkundigen lassen, bis sie mich endlich in Weimar selbst fanden. Ich habe gestern vor ihm und dem übrigen gesammten Hof mit der Batterie experimentirt. Ob man Gefallen daran gefunden hat, weiß ich nicht. Kunstverständige habe ich freylich niemand unter der Gesellschaft entdeckt, und dies macht dem, der sich einzig auf solche berufen kann, allerdings eine drückende Empfindung. Doch ist das Ganze doch mehr wie sonst zur gelegenen Zeit. Ich glaube in der Anlage derselben Ihre gütige Hand wiedergefunden zu haben.

Sr. Durchlaucht sind Morgen (Sonnabend) bey Ihnen. Gewiß wird die Rede doch auch von mir seyn. Ich weiß es, daß Sie gute Gelegenheiten für mich benutzen werden, und zweifle nicht daran, daß Sr. Durchlaucht wohl etwas Dauerndes für mich thun dürften. Es ziemt dem, der es zu erwarten hat, nicht, seinen Willen erfüllt wollen zu sehen. Aber die einzige herzliche Bitte verzeihen Sie ihm dennoch, daß, was geschehen kann, mit der mindesten äußeren Gebundenheit für ihn verknüpft sey, insofern Sie, mein Gönner und Retter, dies leiten könnten. Sie wissen, was ich dem Leben und der Wahrheit zu halten habe; Muße ist die erste unerläßlichste Bedingung

dafür — freye sich selbst bestimmende Muße. Die wenigen Augenblicke solcher, die ich mir bisher erkämpfte, haben mir durch ihre Fruchtbarkeit zu sehr gezeigt, was mehrere, ununterbrochene, thun könnten, als daß ich nicht noch immer und selbst mit Aufopferung an sie denken sollte. — Aber — Sie wissen weit besser, als ich es Ihnen sagen kann, was die Wünsche dessen seyn müssen, der die Wahrheit schon zu nahe gesehen hat, als daß er nicht die kurze Zeit, die ihm dafür vergönnt seyn kann, ernst verwenden sollte. Ihnen vertraue ich mich kindlich und ganz.

Ich habe bey Gelegenheit der gestrigen Versuche in kurzen Zeilen etwas für Sr. Durchlaucht aufgesetzt — „Resultate". Die Art dieser Darstellung hat mir so gefallen, daß ich die Zeit, daß ich noch Weimar hüten muß, darauf verwenden will, was ich bis jetzt für Resultat alles physikalischen Treibens halte, gedrängt in kurzen Aphorismen aufzusetzen. Ich werde es Ihnen senden, wie ich damit fertig bin.

Sr. Durchlaucht ließen mir gestern Abend durch Hrn. Hofr. Starke 6 Louisd'or einhändigen. Ich war bewegt bey dem Gedanken, was nun das nöthigste sey — ich konnte es nicht finden — so nöthig war alles.

5.

Jena, den 8ten April, 1804

Hochwohlgeborener
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Ew. Hochwohlgeboren werden seit längerem eine schuldige Antwort auf Dero Auftrag, Ihnen meine Gedanken zu einem physikalischen Cabinet, zunächst mit Hinsicht auf Galvanismus, von mir erwartet haben. Ich habe indeß gern erst meine Erfahrung dieses Winters abwarten wollen, um nicht durch einen zu voreiligen Entwurf, an eine auf längere Zeit bedachte Anlage, entweder zu große Forderungen zu machen, oder auch, durch das Interesse des Augenblicks verleitet, sie auf einen bloß momentanen Werth herabzuwürdigen.

Mich selbst überraschten die gehaltenen Vorlesungen in einer Ungeschicklichkeit, die mich gewiß noch spät nicht ganz verlassen wird, in der: Die abgeschlossene Darstellung des Gegenstandes — zu trennen — von seiner mir zu schließenden ferneren Entwicklung. Und doch gehört, wie jetzt die Sachen stehen, dem akademischen Vortrag nur jene, während diese das geheime Geschäft des Lehrers bleibt, was nur aus seinen in die nächste Darstellung aufgenommenen Resultaten dem Zuhörer .... verrathen werden darf.

Es muß dahin kommen, diese widernatürliche Trennung einst aufgehoben zu sehen; Physik muß nur als Geschichte der Physik, Chemie

nur als Geschichte der Chemie u. s. w., vorzutragen seyn. Allein, wo irgend ist, das, was man Theorie nennt, bereits so weit, daß es würdig wäre, in der Geschichte, wie es doch sollte, nichts als seine Wiederholung zu finden. Noch weniger: wo ist das Auge, das sogleich in dieser sähe, wozu ihn jene erst spät führen kann!

So bleibe jene Trennung also noch immer eine unvermeidliche, und auch unser Versuch hätte sich ihr zu fügen.

Aber eben, was man Theorie nennt, das in die Darstellung Einheit bringende, ist dann ein beschränktes, ein jeden Tag anderes — Ein nach seinem Sinne eingerichtetes Cabinet, ein wandelbares, jeden Tag zu veränderndes, dem nur ein lässiger Custos den Anstrich einiger Dauer verleihen könnte. Verleitet durch den Schein, entwarf ich mehrere Pläne; schon diesen aber ging es, wie einst es ihren Ausführungen selbst ergangen wäre.

Ein ungeheurer Fond allein wäre vermögend, alle diese Revolutionen auszuhalten, selbst wenn man ihrer Folge auch Zwischenräume von halben oder ganzen Jahren setzte.

Es ist indeß nur von den Ausführungen die Rede, was aller Widersprüche ohngeachtet, doch bleibenden Wert haben soll. Mitten in aller Veränderung muß es von selbst als bleibendes Glied sich in jede, die dem Lehrer in der mündlichen Ausführung gefällt, oder Noth ist, schicken. Und damit beschränkt es sich auf sehr weniges.

So für die weite Lehre v. d. Electricität z. B. gehörten bloß: Electrisirmaschine, (Leidener Flasche), electrische Batterie, Electrophor, Condensator, (ein einfaches Plattenpaar), Volta's Säule. Jedes in seiner Art freylich groß u. gut; die Scheibenmaschine nicht unter 4 Fuß, die Batterie nicht unter 50 Quadratfuß, u. Volta's Säule kräftiger, als irgend eine seitherige. — Wieviel für jeden andern Theil der Physik gehörte, ergiebt sich nach diesem Maaßstabe von selbst.

— Mit diesem aber wäre doch erst eine Funktion des Lehrers bedacht, die seines Vortrages. Eben so wesentlich, aber, wo möglich noch wesentlicher, ist die seines Studiums. Was hierzu nöthig, könnte der innere Theil des Cabinets, leisten. Äußerer kann er nie werden. Er ist immer nur momentanes Organ der Untersuchungen jenes, und ganz kurz: durch nichts: als eine jährliche Summe begründet, deren Geber einmal damit zufrieden seyn muß, am Ende jedes Jahres die Berechnung ihrer Verwendung mit den Resultaten der Arbeit vergleichen zu können. Denn viele können vergehen (bey der Electricität bisher gewöhnlich 18—20) ehe der äußere Theil des Cabinets wieder ein würdiges Glied zubekommt.

Obige Summe selbst müßte wieder nach den Zeitumständen so gut der Vermehrung als der Verminderung fähig seyn. Denn unerwartet kann sich etwas zeigen, dessen Untersuchung keinen Aufschub leidet, und ihre Kostbarkeit kann sie nicht entschuldigen. Dagegen werden

Zeiten minderen Aufwandes kommen, und so das Ganze auf eine mittlere Größe zurückbringen. —

Dies wären ohngefähr die Gedanken, welche ich Ew. Hochwohlgeb. vorzulegen wage. Ich habe dabey die mir so scheinende Bestimmung eines akadem. Lehrers, Vortrag und Studium in beständiger Verbindung zu erhalten, zu ernst vor Augen gehabt, u. ungern habe ich bey so beschränkten Resultaten, wie die obigen, stehen bleiben müssen.

Ich kam auf viele weit ausschweifende Betrachtungen, alle aber führten darauf zurück, daß unsere gegenwärtige Art, Physik . . . zu treiben, doch nur ein nothwendiges ad — interim sey. Mehrmals gefiel es mir weit besser, geradezu jene Verbindung von Theorie und Geschichte dreist zu versuchen, und unvollkommen, wie es anfinge, doch dem vollkommeneren entgegen zu gehen. Unendliche Schwierigkeiten aber traten in den Weg. Zunächst konnte es doch kein fortlaufendes Geschäft bleiben. Der ältere Gang mußte es beständig wieder unterbrechen. Das jetzige Auge reicht durchaus noch nicht aus, und wo wir die geflissentlichsten Übergänge vor uns zu haben glauben, betrügt der Schein im Raum die Thätigkeit der Zeit um ihre beste Frucht. Immer spiegelt jener uns gerade Linien vor, ja macht selbst diese auf sie verdächtig, indeß diese letztere überall nur die Krümmungen liebt, und auf verwickelten Wegen noch zehn mal zum vorigen zurückkehrt, wenn wir sie längst in weiter Ferne glauben. — Aber alle Dinge bezeichnen nur sie. —

So glaubte ich noch vor wenig Monaten, die Summe der Cörperindividuen überhaupt ordnen zu können, nach Einer großen Richtung, und in ihr das Streben realisirt zu sehen, was am Magnet nur unbefriedigt dasteht. Ich meinte damit die Basis zu haben, von welcher jeder untergeordnete Proceß zur Errichtung seines Gebäudes aus ihr sich erhöbe. Eine Masse von Erscheinungen bildeten das schönste Einverständnis. — Aber nur durch meine Wahl. —

Jene Linie ist keine gerade: wie das S der Erdmagnetischen ist sie gekrümmt. Dies S ist selbst nur die allgemeinere Gestalt einer Reihe von Verschlingungen, die wieder wechseln, und nirgends gleich sind. Das Princip dieser Krümmung, dieses Wechselns in der Krümmung . . . . aber ist, was fehlt.

Kein Gegensatz bleibt bey seiner Negirung quantitativ. Glas, was als Masse, mit Wolle positiv, als Pulver wird es negativ. Mit Metall die concentrirte Säure negativ, die diluirte null, dann positiv. Das conc. Alkali aber positiv, das diluirte Null, dann negativ. — Gegen ein- u. dieselbe Körperdifferenz verhält sich im galv. Versuch dasselbe Organ bey sehr hoher Erregbarkeit ganz umgekehrt, als wie bei niederer. — Von zwey Stücken „chemisch gleichen" Metall, wird das dünne +, das dicke —. Bey andern Körpern kann es umgekehrt seyn. — —

— Und dann dies große Ganze, was wir, so, doch erst ahnen, ist wieder nicht bleibend; morgen ist seine Gestalt schon verändert. Es kehrt zurück, auch war die Aenderung gering, aber beydes sind Theile höherer Größen, und diese stören. — Schon kamen mir Fälle vor, wo Verbindungen, hart genug, daß kleine Veränderungen für sie von großen Folgen waren, jetzt so, und wenig Minuten später wieder anders, dann wieder wie zuvor, jedoch immer noch nicht ganz so, verhielten. Es waren freylich bloß Silberamalgame, aber mehrere habe ich auch noch nicht untersucht.

Eines jeden Körpers Verhältnis zum andern wird unaufhörlich geändert. Der schönste Zeuge ist Volta's Säule. Sie, die auf jenes Verhältnis gegründet ist, schien fast aus Willkühr zu täuschen, ließen sich nicht schon eine Menge wunderbar geregelt unter sich verflochtener Perioden ihrer Action erkennen. Sie stellt ein Chronometer dar, mit dem die Erde frühe Zeiten hält, eben weil es mit ihr sie hält. Und alles, was ihr einwohnt, hält sie mit. Die zitternde Flamme des Lichts zählt mit, das schlagende Herz wiederholt andere. Auch der blinkende Stern dort oben nimmt vielleicht theil daran. —

— So ist alles in Bewegung, und die geträumte Ruhe soll uns in ihr erst wirklich werden. Und sie wird da seyn, wenn — die Zeit — wiedergefunden seyn wird. Dieser Entdeckung gehen wir entgegen, und es wird auf lange die höchste seyn. Dann kehrt der Gott des Friedens in die Hütten des Raums zurück, und der ängstliche Kummer ihrer Bewohner ist gehoben. Dann sind wir wieder in der Welt, aus der wir uns verloren hatten, und höher wird der Mann es achten, mit, als über ihr, zu seyn. —

So sollte nur, der seine Steine, dieser Pflanzen, jener Thiere, getrennt mit sich nach Hause nehmen, um dies daraus zu lernen, so wären die ganze Physik, Chemie, u. wie sie weiter heißen, nur ungeahnte Wege, ihn diesem Gut näher zu führen; so wird er endlich die höchste Schönheit erst dann erkennen, wenn sie, zerstört von ihm, vor seinen Füßen liegt. -- Aber den Schmerz heilt sein eigener Gewinn. —

— Freylich mag es noch fern seyn, dieses Gut. Aber es uns zu vergegenwärtigen, wo von dem Wege zu ihm die Rede war, kann nur gut seyn. — Und, wieder zurückzukommen auf das, wovon wir ausgingen, — bey dem, was ferner zu thun sey, ist es vor allem zu bedenken. In den 8 Jahren, seit denen ich mich aus bloßer Ahnung, kaum mit einem bewußten Zweck, dem Studium der Natur ergab, hat ein solches mir beständig am Herzen gelegen; seit Einem erst glaube ich die Spur gefunden zu haben, die mich dahin leite. Und möge der Weg, auf dem ich ihm künftig näher eilen will, auch wieder nur ein einzelner, individueller, seyn, so ist es genug für mich, wenn es nur im Sinne dessen, was alle regiert, geschieht.

Und so möge auch das, was ich Ihrem Auftrag gemäß, in diesen Zeilen zu beantworten suchte, aus einer solchen besonderen Ansicht geflossen seyn; sobald es nur Ihr Urtheil billigt. — Es scheint nicht, daß ich das Glück haben sollte, unter Ihrer Leitung ihm nachzugehen. Aber dankbar werde ich für den ehrenvollen Auftrag selbst, beständig seyn, der mir selbst zu so mancher Erkenntniß die erste Veranlassung gegeben hat.

Der ich verharre

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster

J. W. Ritter.

Wielands letzte Tage

nach einer Aufzeichnung seiner Enkelin Wilhelmine Schorcht

Mitgeteilt von Hans Gerhard Gräf

Unter den Handschriften aus Knebels Nachlaß, die vor kurzem von der Enkelin Knebels, Frau Dr. Malvina Buchholz, dem Goethe- und Schiller-Archiv geschenkt worden sind, befindet sich die folgende Niederschrift von Wielands Enkelin Wilhelmine Schorcht über die letzten Tage und Stunden ihres Großvaters; sie zeichnet sich durch Ausführlichkeit und anmutige Einzelnheiten aus vor den kurzen Stellen aus ihrem Briefe an Friedrich David Gräter, die dieser in seiner Zeitschrift 'Idunna und Hermode' (1813 Nr. 9 S. 44) veröffentlicht hat, wie auch vor allen andern Berichten, die wir sonst über Wielands Tod haben.

Wilhelmine Schorcht übersandte ihre Niederschrift dem väterlichen Freunde Knebel am 28. Februar 1813; in dem Begleitbrief heißt es über Wielands schwarzes Samtkäppchen: „Das Käppchen, welches der Verewigte noch Tags vorher trug, lege ich bei, wir freuen uns sämtlich, daß es ein so würdiges Haupt gefunden hat!" Knebel schrieb am 7. März 1813 an Goethe: „Ich habe mir unterdessen von den Kindern des Alten sein schwarzes Käppchen zum Geschenk machen lassen und dachte damit wenigstens meinem Haupte einige Salbung zu geben. Es will aber nicht recht darauf passen, und somit werde ich es nur als eine Reliquie aufbewahren. Die letzten Tage und Stunden seines Lebens haben mir die Kinder gleichfalls aufgezeichnet, und mit diesen hat sich eine stärkende Kraft über mein Wesen verbreitet." Vgl. auch Knebel an seine Schwester Henriette, 11/12. Februar 1813 (Briefwechsel S. 647/8).

Die letzten Tage Wielands

Sonntag, den 10. Januar [1813], befand sich Wieland noch ganz wohl, er aß noch mit Appetit, man konnte keine Ahndung einer Krankheit haben. Des Abends spielte er noch mit seinen Kindern Boston, das sich ungewöhnlich verlängerte und ihn etwas erhitzte. Über Tisch

sprach er wenig, und als er seine Kinder entließ, um sich niederzulegen, äußerte er eine Beklemmung auf der Brust, die er sich aber durch Reiben zu vertreiben gedachte. Gegen 11 Uhr ließ er sich auskleiden, wobei ihn ein so ungeheurer Frost befiel, daß jedes Glied steif und unbiegsam wurde. Nun bekam er heftige Krämpfe in den Füßen, die ihm fast der Sprache beraubten. Gegen Morgen schlief er einige Stunden, doch konnte er bei des Arztes Ankunft wenig sprechen; er klagte über große Trockenheit und Ermattung. Dieser erste Tag verging in gänzlicher Bewußtlosigkeit. Dienstags konnte er schon mehr über seinen Zustand nachdenken, er meinte, er habe einen heftigen Anfall gehabt, doch sei die Gefahr vorüber. „Ich war bisher (sagte er in der Meinung, er sei schon lang krank,) ein ganz anderer Mensch, jetzt bin ich wieder Ich selbst.“ Nachmittags ließ er sich vorspielen, wobei er sanft einschlief.

Mittwoch fand ihn der Arzt besser, er meinte, das Fieber, das jetzt seinen Anfang nahm, beweise noch große Kraft. Wieland bat, ihm den ganzen Hergang und Lauf seiner Krankheit aufzuschreiben, denn er könnte dießmal nicht klar darin werden. Da der Arzt von baldiger Herstellung sprach, so sagte Wieland: er möchte den fürstlichen Personen seinen Zustand nicht zu gut schildern, weil er so bald noch nicht ausgehen wollte. Er ließ sich das Recept aus der Apotheke wiederholen, um es selbst zu lesen; im Adelung und Funke ließ er sich mehrere Artikel, die darin vorkamen, aufschlagen. Diesen ganzen Tag befand er sich gleich gut, eine Wiederherstellung war zu hoffen.

Donnerstag hatte es sich wieder verschlimmert; er schien seine Krankheit selbst für gefährlich zu halten; er fühlte sich immer den Puls und sagte: „Ich muß über den Huschke (sein Arzt) lächeln, wie er sich bemüht, mir etwas überreden zu wollen, woran er selbst nicht glaubt — Seine Weisheit geht nun zu Ende.“

Freitag fühlte er sich wieder besser, er ließ sich vorspielen und sagte nachher zu ihr ganz freundlich: „Ich sehe Dich auch [1]) gern!“ Die Liebe zur Musik verließ ihn auch hier nicht. — An diesen Tag bekam er von der Kaiserlichen Hoheit [2]) Apfelsinen, mehrere Tage vorher hatte er sie sehnlichst gewünscht; indem er wieder davon sprach, wurden sie gebracht. Sein Entzücken sprach sich auf dem Gesicht aus; „Sagen Sie ihr (er meinte die Hoheit), daß ich glaube mich im Land der Feen zu befinden.“

Frühmorgens am Sonnabend fand ihn die Wärterin, die einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte, am Rand des Bettes und erschrocken fragte sie, was das bedeute? „Aus meinen Augen,“ rief er heftig, „immer muß sie mich in meinen Unternehmungen stören.“ Diese wollte sich aber durchaus nicht entfernen; endlich erzählte er,

[1]) Handschrift: aus. [2]) Großfürstin Maria Paulowna.

indem er laut zu lachen anfing über die erschrockene Miene, er habe nur probiren wollen, ob er allein aufstehen könnte. Diesen Tag befand er sich leidlich, doch verließ ihn das Fieber nicht. Abends sprach er eine Viertelstunde mit einem jungen Freund, den er gern sah, sehr freundlich. Nachts unterhielt er sich so lebhaft mit einer Tochter, die bei ihm wachte, daß diese ihn bitten mußte aufzuhören, aus Furcht sich dadurch zu sehr zu erhitzen.

Sonntags war er bis Mittag sehr still, er aß zum ersten Mal etwas gern. Nach Tisch ließ er seine Familie hereinkommen.[1]) Er saß auf seinem Lehnstuhl und sah wie ein sehr ehrwürdiger Patriarch aus! zu einem Jeden sprach er einige Worte; da es ihm aber zu kalt vorkam, ging er wieder zu Bette. Abends besuchte ihn ein Freund, von dem er sich erzählen ließ; er erkundigte sich wieder nach politischen Neuigkeiten. Sein Cicero beschäftigte ihn auch sehr; er äußerte gegen diesen, daß nun wohl zu Ostern nur zwei Alphabete herauskommen könnten.[2])

Am Montag nahm er Ricinusöl ein, wovon er und sein Arzt sich viel versprachen. Er litt diesen Tag viele Schmerzen, einmal rief er: „Wenn wird doch mein Erlöser kommen! — Heut ist es der neunte, es ist der Tag der Schmerzen, aber auch der Weg zur Besserung." — Während großer Schmerzen ließ er sich vorspielen; bei einer Pause rief er: „O hör um Gottes Willen nicht auf!"

Dienstags war er sehr schwach und war sich auch einer großen Entkräftung bewußt. Durch Wein glaubte er dem Übel abzuhelfen; „Begießt mich, überschüttet mich mit Wein!" — Er sprach öfters irre. Doch Nachmittags hatte der Arzt Hoffnung und meinte unbegreiflicher Weise, die Gefahr sei nun überstanden. Abends folgte nach starkem Fieber große Schwäche, seine Sprache war hohl und dumpf; „Die Nacht wird mir wie ein Jahrhundert vorkommen", klagte er einigemal. Mehrmals fragte er, ob morgen der 20. sei, und verlangte den Kalender zu sehen. Des Nachts schlief er auch wirklich gar nicht; von seiner Lebhaftigkeit und Kraft konnten seine Wärterinnen nicht genug erzählen. Immer wollte er unterhalten sein, sie sollten ihm erzählen, vorlesen. „Wißt ihr keine Märchen, sprecht das dummste Zeug, nur vertreibt mir die Zeit. Hat sie denn (sich zu Einer wendend) keine Großmutter gehabt, die ihr Märchen erzählte?" — Nein. — „Nun, so ist sie ja ein gar armer Schelm!" Er wollte sich aus der Bibel vorlesen lassen, in Sirach und Salomo, sie war aber nicht zu finden. Sein ganzes Wesen war nicht das eines Kranken, sondern

[1]) Bei Wieland wohnten in der letzten Zeit seine Tochter Karoline Maria Friederike, Witwe von Johann Salomo Gottlieb Schorcht, Diakonus an der Stadtkirche in Jena, mit zwei Töchtern (Amalie und Wilhelmine), und seine jüngste Tochter Luise. Wielands Gattin war schon 1801 gestorben.

[2]) Die seit 1808 erscheinende Übersetzung von Ciceros sämtlichen Briefen hat Wieland bis zur Hälfte des 6. Bandes ausgeführt; sie wurde von Gräter vollendet.

eines kräftigen, gesunden Menschen. Seine Sprache war wieder wie sonst, kräftig und voll. Dieser Zustand dauerte bis gegen 5 Uhr Morgens, wo er wieder Fieber bekam und zu träumen und zu phantasiren anfing. Er sprach von Erfurt, von Menschen, die, wie er sagte, vor 2000 Jahren gelebt hätten. Auch diesen Morgen, den 20. Januar, ließ er sich spielen, doch meinte er nachher, es wäre ohne Takt, er könnte die Töne nicht mehr unterscheiden. Er war immer sehr freundlich, es schien aber, als gehöre er nicht mehr zu unserer Welt; denn als eins seiner Kinder wieder hereintrat, fragte er freundlich verwundert: „Wie kommt denn die zu uns?“ — Mittags, als seine Familie im Nebenzimmer sich befand, fragte er, die bei ihm geblieben war: „Sind sie alle da? nun nenne mir sie alle beim Namen.“ Nach Zeitung fragte er auch; nachher sagte er: „Napoleon schämt sich“ —. Nachmittags sprach der Arzt von seiner Arznei mit Lob, worauf er durch einzelne ironische Worte antwortete. Als dieser nochmals von der Wirkung [sprach], die seine Arznei hervorbringen würde, sagte er: „Es fällt mir nicht ein — es kann nicht in meine Seele kommen, daß ich einen Freund mystificiren könnte — zumal da ich kein Buchhändler bin.“ Hier fiel ihm Iffland, von dem er in seiner Krankheit öfters gesprochen hatte, wieder in der Rolle des Magister Lämmermeyer ein.[1]) Der Arzt wollte Hoffnung machen; Er sagte leichthin: „Sein oder Nichtsein, das ist mir jetzt so ziemlich egal“; hierauf sprach er den Anfang dieses Monologs englisch.[2]) — Auch sagte Wieland bei seinem Eintreten: „Ich befinde mich sehr wohl mit meinem Fieber, das ich aber wohl in meinen Leben nicht verlieren werde.“ Er schien sich über ihn zu moquiren. — „Die Götter“, sagte er, „haben die Erlaubniß grob zu sein, weil sie Götter sind, aber ein vernünftiger Mensch muß — vernünftig handeln.“ — Gegen 5 Uhr kam ein anderer Arzt, der ihn fragte, wie er sich befinde? „Recht wohl, ich habe gut geschlafen.“ Auf eine andere Frage sagte er: „Das ist eine schwere mathematische Aufgabe, die wir da haben.“ Um 9 Uhr fragten wir ihm, ob er etwas Suppe wolle; er lachte laut über diese Frage. „Ihr führt ja ein Leben herrlich und in Freuden, bei [euch] geht es bunt zu, nun bringt mir's nur.“ Er war mit der Zeit immer in Irrthum, er glaubte, es wäre Mitternacht. Nach einer halben Stunde kam sein Arzt, der ihm Wildunger Wasser vom Herzog mitbrachte. „Der Herzog ist sehr gnädig, aber was soll ich damit? ich verderbe mich mit diesem Zeug.“ Da der Arzt ihm nochmals dieses Wasser rühmte, trank er davon und fand es gut. — Als wir ihm um 8 Uhr die Bouillon brachten, rief er aus: „Das ist zum todt lachen —

[1]) An Ifflands meisterhaftem Spiel als Lämmermeyer in dem Lustspiel 'Künstlers Erdenwallen' von Julius v. Voß hatte Wieland sich noch am 23. Dezember 1812 erfreut.

[2]) Über „Wielands to be or not to be im Sterben“ sprach Goethe am 4. Januar 1821 mit dem Kanzler Müller (Unterhaltungen [3] S. 39).

das ist ja eine wahre Kosaken-Wirthschaft, und Du bist die Marketenderin", sagte er zu der, die es ihm überreichte; er nahm es aber freundlich und lächelnd an.

Dieß mochten die letzten Worte gewesen sein — seine Bewegungen waren noch bis gegen 11 Uhr und später lebhaft, aber er konnte nicht mehr sprechen. Der Puls ging noch sehr stark, nur das öftere minutenlange Aufhören desselben machte uns aufmerksam. Ein stärkerer Athemzug geschah, und sein schönes Leben war geendet! man konnte dieses Hinscheiden eher für einen Schlummer halten.